

HAUPTARTIKEL

Das Ende der Gemütlichkeit?

Eine Auseinandersetzung mit den Reformbestrebungen der EKD¹

Isolde Karle

Abstract

Der Aufsatz versteht sich als Beitrag zur Diskussion um die Zukunft der Kirche, die durch das Impulspapier der EKD initiiert wurde. Er prüft kritisch die These von der Wiederkehr der Religion und unterzieht das Vorhaben der EKD, gegen den Trend zu wachsen, einer nüchternen Analyse. Nur auf dem Hintergrund einer solch realistischen Analyse können falscher Aktionismus und eine Selbstüberforderung kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vermieden werden. Ausführlich geht der Beitrag sodann der im Impulspapier unterschätzten Rolle der Ortsgemeinden und Ortspastorinnen und -pastoren nach und plädiert für mehr Behutsamkeit und Umsicht bei der anvisierten Umstrukturierung der Gemeinden. Schließlich ist zu fragen, ob nicht die Artikulationsprobleme des christlichen Glaubens unter modernen Bedingungen die eigentliche Krise der Kirche ausmachen und wie dieser zentralen inhaltlichen Herausforderung konkret begegnet werden könnte.

I. »Das Ende der Gemütlichkeit«

»Das Ende der Gemütlichkeit« war der Titel eines Filmes, der am 24. Januar 2007, dem Vorabend zum Zukunftskongress der EKD in Wittenberg, in der ARD gezeigt wurde. Der Film suchte die Reformbestrebungen der EKD, die im Impulspapier »Kirche der Freiheit« im Sommer 2006 publiziert worden waren, auf sympathische Weise vorzustellen. Der Titel »Das Ende der Gemütlichkeit« zeigt dabei realistisch an, dass die Kirche in Zeiten leerer Kassen und einer bedrohlichen demographischen Entwicklung nicht mehr ohne Weiteres an Althergebrachtem festhalten kann. Eine Reform ist unabdingbar – und der Zukunftskongress in Wittenberg hat in erfreulicher Weise anschaulich gemacht, dass der Protestantismus darüber engagiert, kon-

1. Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, den ich am 12. März 2007 auf dem Pfarrertag in Hannover gehalten habe.

trovers und substanziell zu diskutieren weiß. Zugleich indiziert der Titel aber auch, dass es der Kirche mit ihrer fast 2000 Jahre alten Geschichte momentan etwas an Gelassenheit zu fehlen scheint. Mit großer Geschäftigkeit setzt sich die Kirche unter einen ungeheuren Reformstress, um das Unternehmen Kirche zu sanieren und das Kirchenschiff – dem zwölf Leuchtflecken den Weg in die Zukunft weisen sollen – wieder flott zu machen. Dass dies etwas Angestregtes und deshalb auch Ungemütliches an sich hat, ist unverkennbar.

Im Sog der Logik von Unternehmensberatern scheint die Kirche im Moment die Sensibilität dafür zu verlieren, was sie letztlich steuern kann und was nicht, was sie gezielt verändern kann und was sich ihren Handlungsmöglichkeiten entzieht – oder theologisch gesprochen: was Menschenwerk und was Gotteswerk ist.² Musste man die evangelische Kirche früherer Tage daran erinnern, dass aus der Rechtfertigungslehre nicht eine prinzipielle Skepsis gegenüber jeder menschlichen Leistungsbereitschaft und -fähigkeit abzuleiten ist und die Rechtfertigungslehre weit davon entfernt ist, Erfolglosigkeit und Unfähigkeit zum Prinzip zu machen, muss man der Kirche dieser Tage offenbar wiederum ins Gedächtnis rufen, dass zu allen menschlichen Anstrengungen für die Verkündigung des Wortes Gottes zugleich ein gelassenes Vertrauen auf dessen Selbstwirksamkeit gehört und damit auch Distanz zum eigenen Tun und Schaffen. Martin Luther brachte beides in einer seiner *Invocavitpredigten* auf den Punkt, wenn er den in Aktivismus verfallenen Wittenberger Reformern seiner Zeit mahnend vorhält: »[...] ich hab allein gottes wort getrieben, geprediget und geschrieben, sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen han, wenn ich wittenbergisch bier mit meynem Philipo und Amßdorff getruncken hab, also vil gethan [...]. Ich hab nichts gethan, das wort hatt es alles gehandelt und außgerichtet.«³

Schon Luthers Selbstbeschreibung seiner Aktivitäten – »Ich hab allein gottes wort getrieben, geprediget und geschrieben« – fordert zum Nachdenken heraus. Diese ausschließliche Konzentration auf das Wort Gottes ist, wenn man das Impulspapier wohlwollend liest, dem Geist nach wohl intendiert, aber faktisch nicht im Zentrum der Reformüberlegungen. Im Zentrum des Papiers stehen Perspektiven und Veränderungen der Organisation, aber diese sind nicht gleichzusetzen mit geistlichen Perspektiven und Aufbrüchen.

Vor allem aber hat das »Ende der Gemütlichkeit«, das die Reformen ankündigen, nicht mehr viel Sinn für das Loslassen, für das Schlafen, für das wittenbergisch Bier, das Luther mit seinen Freunden und Weggefährten ausgiebig trinkt, und es hat noch weniger Gespür für den Humor, der sich in Luthers Wort kundtut. Humor verweist auf die Relativität unseres Wissens und Tuns und wehrt damit der Gefahr, sich in falscher Sicherheit zu wiegen.⁴ Eine gute Portion Humor und eine gelassene Distanz zum eigenen Tun – beides bedarf die Kirche für den Lauf des Wortes Gottes mindes-

2. Vgl. zu dieser Kritik auch: *W. Härle*, Als ob alles Beten nichts nützt, in: *Zeitzeichen* 10/2006. Härle schreibt: »Als den schwerwiegendsten Mangel des ganzen Textes empfinde ich die Tatsache, dass das für eine kirchliche Selbstbesinnung aus evangelischer Sicht maßgebliche Verständnis der Kirche als Werk Gottes und Geschöpf des Evangeliums keine grundlegende und orientierende Bedeutung gewonnen hat.« A. a. O., 23. Und weiter: »Dass wir arbeiten sollen, als ob alles Beten nichts nützte, davon ist in dem Text viel zu spüren. Dass wir beten sollen, als ob alles Arbeiten nichts nützte, das findet sich dagegen allenfalls in Spurenelementen.« A. a. O., 24.
3. *M. Luther*, *Predigten des Jahres 1522 (Invocavitpredigten)*, WA 10/3, 18 f.
4. Vgl. *V. Kreck*, *Götterdämmerung. Auf der Suche nach Religion*, Bielefeld 2003, 83.

tens so sehr wie alle wohl überlegten Anstrengungen, die kirchliche Arbeit zu verbessern und voranzubringen.

Sensibel für die komplexen Voraussetzungen der Evangeliumsverkündigung betont Luther, dass der Prediger bei allem Tun immer auch auf die Selbstwirksamkeit des Wortes Gottes zu vertrauen hat – »das Wort hat es alles gehandelt und ausgerichtet«. Die Kirche ist Geschöpf des Wortes Gottes, nicht menschlicher Planungen und Bemühungen. Der Prediger habe die Herzen der Menschen nicht wie der Töpfer den Lehm in seiner Hand. Luther folgert: »Ich kan mit dem worte nicht weiter komen denn in die Ohren, ins Hertz kan ich nicht komen. Weil man denn den Glauben ins hertze nicht giessen kan, so kan noch sol auch niemands darzu gezwungen noch gedrungen werden«⁵. Behutsam markiert Luther die Grenze menschlicher – auch professioneller – Handlungs- und Einflussmöglichkeiten. Dies ist nicht nur belastend, obwohl man manchmal daran auch verzweifeln könnte. Es ist auch befreiend und entlastend, weil es die Verantwortlichkeit für das eigene Tun und Handeln heilsam begrenzt. Denn den Glauben kann man nicht herstellen wie ein Auto – deshalb ist auch jede Parallelisierung der Kirche mit einem Wirtschaftsunternehmen problematisch. Den Glauben kann man nicht kaufen wie ein Produkt, die Sache ist – wie bei der Gesundheit, wie beim Recht, wie bei der angestrebten Identitätsbildung in der Schule – wesentlich komplexer und voraussetzungsvoller.⁶

In meinem Beitrag frage ich im Folgenden danach, ob die Diagnose eines Religionsbooms in der Gegenwart überhaupt zutrifft, von der das Reformpapier ausgeht. Dabei werde ich auch die durchaus wünschenswerte Zielvorgabe, gegen den Trend zu wachsen, einer nüchternen Analyse unterziehen. Dann gehe ich ausführlich der Frage nach, welche Bedeutung die Ortsgemeinde und die Ortspastorinnen und -pastoren insbesondere für die Kirche selbst, aber auch für die funktional differenzierte Gesellschaft im Ganzen haben. Im Anschluss daran setze ich mich mit dem Gemeindekonzept des Impulspapieres auseinander. Ist die angestrebte Zentralisierung und Regionalisierung, die Bildung von Profil- und Sondergemeinden tatsächlich zukunftsweisend? Im letzten Abschnitt gehe ich nochmals dem Geist und der Sprache des Impulspapiers nach. Leitend ist dabei die Einsicht, dass das zentrale Problem der Kirche nicht ein Managementproblem ist, sondern eine geistliche Orientierungskrise.

II. Megatrend Religion?

Das Impulspapier geht von einer Wiederkehr der Religion aus und behauptet eine Respiritualisierung als gesellschaftlichen Megatrend. Richtig ist, dass wir in einer Zeit leben, in der man nicht mehr selbstverständlich Atheist ist. Nicht selten ist der

5. Luther, Predigten, 15.

6. Vgl. zu diesem Professionsbegriff: I. Karle, der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, 2. Aufl. Gütersloh 2001. Eine Entlastung aus Glauben vermisst auch Reinhard Schmidt-Rost. Er nimmt den ausgeprägten Drang des Impulspapiers zu angestrenzter Organisationsplanung aufs Korn und schreibt mit ironischem Tonfall im Blick auf eine nach dem Impulspapier reformierte Kirche: »Ob diese Organisation so frei wäre, mit den Lachenden zu lachen und mit den Weinenden zu weinen und in Ruhe die Lilien auf dem Feld zu betrachten? Dafür gäbe es 2030 sicher eine Profilagegemeinde.« R. Schmidt-Rost, Evangelisch sprechen lernen, in: Pastoraltheologische Informationen 2006, Heft 1, 176.

Wunsch da – wie neuerdings von Martin Walser und Jürgen Habermas artikuliert – religiös empfinden zu können. Gleichwohl bleibt dies für viele – auch für die beiden eben genannten religiös Unmusikalischen – ein frommer Wunsch. Martin Walser schreibt in seinem Buch »Der Lebensroman des Andreas Beck«: »[...] ich bin als Andreas-Beck-Leser immer wieder mal froh, dass ich nicht ausgetreten bin, wie etwa der große Katholik Heinrich Böll. Der sei, heißt es, ausgetreten, aber immer noch hineingegangen. Ich komme kaum noch hinein, kann aber nicht austreten.«⁷ Die neue Sehnsucht nach religiöser Orientierung oder Spiritualität führt nicht automatisch zu mehr Glauben.

In diesem Sinne bemerken auch die Autoren des Impulspapieres, dass es keineswegs sicher sei, dass das weithin diffuse kulturelle Interesse an Religion einer verbindlichen Zuwendung zum Evangelium zu Gute kommt. Doch überwiegt die Tendenz deutlich, die Gegenwart im Hinblick auf ihr Interesse an Religion und Kirche als chancenreich zu kennzeichnen. Ulrich Körtner fragt demgegenüber kritisch, ob die Kirchen gut beraten sind, wenn sie auf den Megatrend Spiritualität setzen, um verlorenes Terrain zurück zu gewinnen. Denn: »Die neue Religiosität [...] ist weithin eine Religion ohne Gott. Sie rechnet mit kosmischen Energien und Kraftfeldern, die man spirituell anzapfen kann, nicht aber mit einem personhaften Gott, der den Menschen als verantwortliches Gegenüber geschaffen hat.«⁸ Viele der neuen Strömungen laufen auf einen Pantheismus hinaus, der kein Gegenüber von Gott und Welt mehr kennt. Auch unter Kirchenmitgliedern sind solche neureligiösen Vorstellungen anzutreffen. Viele Transzendenzgläubige glauben an eine höhere Macht oder Energie, nicht aber an Gott.

Deshalb wird heute auch gerne von *Spiritualität* – und nicht von Frömmigkeit – gesprochen. Spiritualität dient als Sammelbegriff für die unterschiedlichsten Formen der Sinnsuche, nicht selten ist Spiritualität ein Mix aus fernöstlichen Religionen, Homöopathie, Formen der Lebensberatung, der Esoterik und christlicher Frömmigkeit, insbesondere in ihrer mystischen Spielart. Bei der Suche nach Spiritualität geht es um die Suche nach dem Ich, das in der modernen Gesellschaft notorisch in der Krise ist, das sich nach Ganzheitlichkeit und spiritueller Bewusstseinsweiterung sehnt. Die platte Diesseitigkeit eines geistlosen Materialismus wird zunehmend als unangenehm und reduktionistisch empfunden. »Mit der Suche nach einer neuen Spiritualität verbindet sich eine neue, wenngleich noch unbestimmte Heilserwartung, nämlich die Sehnsucht nach Ganzheitlichkeit.«⁹ Alle Dualismen sollen wieder zu einer Einheit geführt werden: Seele und Leib, Innen und Außen, Subjekt und Objekt, Medizin und Religion etc. Es ist das Verlangen nach Heilwerden, das sich darin ausdrückt.

Doch die moderne Aufsplitterung der Identität und der Verlust an Eindeutigkeit sind über romantische Ganzheitsvorstellungen und esoterische Kulte nicht rückgängig zu machen. Vielmehr müssen Menschen der Gegenwart die Kraft finden, mit den Ambivalenzen des Lebens und der Fragmentarität ihrer Identität konstruktiv umzugehen. Dabei kann der christliche Glaube, der sich in der Kreuzestheologie in beson-

7. M. Walser, Der Lebensroman des Andreas Beck. Seinen Büchern nacherzählt von Martin Walser, Eggingen 2006, 14.

8. U. Körtner, Wiederkehr der Religion? Das Christentum zwischen neuer Spiritualität und Gottvergebenheit, Gütersloh 2006, 15.

9. A. a. O., 19.

derer Weise den Härten und Abgründen des Lebens stellt, eine Hilfe sein – nicht aber eine verklärende esoterische Vorstellung von Ganzheitlichkeit, die illusionäre und ideologische Züge trägt.

Religionen sind komplexe und kohärente Sprachspiele, die Teil einer bestimmten Lebensform sind. Beide, Lebensform und Sprachspiel, haben einen gewissen Grad an Verbindlichkeit. »Die postmoderne Religiosität dagegen löst beliebig ausgewählte Elemente aus ihren jeweiligen Sprachspielen und beraubt sie damit sowohl ihre Sinnes wie ihrer Verbindlichkeit.«¹⁰ Dadurch werden die Sprachen der Religionen »regelrecht verstümmelt, so dass sich ihr Gehalt verflüchtigt« und sie entwertet werden. Dies liegt nicht nur aber auch an der Struktur der modernen Gesellschaft, die die Verbindlichkeit scheut und die Option der Wahl höher achtet als die Wahl selbst. Es stellt sich insofern die Frage, ob die Kirchen tatsächlich von der Sinnsuche und dem vermeintlichen Boom der Religion profitieren können.

Wir erleben gegenwärtig nicht eine Wiederbelebung der christlichen Tradition außerhalb der verfassten Kirche, sondern vielmehr einen Traditionsabbruch, der sich vor allem bei den Nicht-Kirchenmitgliedern rasant beschleunigt. Dabei ist deutlich erkennbar: Die Konfessionslosen der zweiten Generation sind, im Gegensatz zu den getauften Konfessionslosen, nur noch schwer ansprechbar für Religion und Kirche. Dies ist in Ostdeutschland besonders eklatant zu erleben. Die neue Kirchenmitgliedschaftsstudie zeigt, dass in den alten Bundesländern 60 % (!) der ausgetretenen Kirchenmitglieder eine Taufe für ihr Kind wünschen und damit offenbar weiterhin religiös in irgendeiner Weise ansprechbar sind. Unter den immer schon konfessionslosen Kirchenmitgliedern sind die Werte hingegen deutlich niedriger (zwischen 8,5 % im Osten und 21,9 % im Westen).¹¹

III. Wachsen gegen den Trend?

Der Kirche in Deutschland wird auch von der jüngsten Mitgliedschaftsuntersuchung eine relative Stabilität bescheinigt. Es lässt sich sogar eine leichte Tendenz zu einer Intensivierung des Kirchenmitgliedschaftsverhältnisses erkennen. Die Menschen sind heute bewusster in der Kirche als noch vor wenigen Jahrzehnten, die Kirchenmitgliedschaft ist nicht nur eine Sache der Konvention, sie gewinnt an Entscheidungs- und Freiwilligkeitscharakter. Die Abendmahlsbeteiligung nimmt seit Jahren zu, selbst der Gottesdienstbesuch lässt eine leicht steigende Tendenz erkennen. Etwa eine Million Menschen (4 % der Mitglieder) besuchten im Jahr 2004 jeden Sonntag einen evangelischen Gottesdienst und weitere 900 000 verfolgten regelmäßig die sonntäglichen TV-Gottesdienste.¹² Mehr als neun Millionen Besucher werden der

10. A. a. O., 27, vgl. ebd. auch zum Folgenden.

11. Erstaunlich ist die dramatisch zu nennende Steigerung der Taufbereitschaft unter Konfessionslosen im Vergleich zur Studie von 1992. Damals lag der Prozentsatz bei ca. 32 % im Hinblick auf die ausgetretenen Konfessionslosen im Westen, bei den immer schon Konfessionslosen lag er bei nur 3,7 % im Westen und bei 8,5 % im Osten. Vgl. W. Pittkowski, Konfessionslose in Deutschland, in: Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, hg. von Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker, Gütersloh 2006, 98.

12. Vgl. Evangelische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben, hg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2006.

Erhebung zufolge in den Gottesdiensten an Heiligabend registriert. Auf besonderes Interesse stoßen ferner kirchenmusikalische Veranstaltungen, deren Teilnehmerzahl rund sieben Millionen betrug.

Überdies beziehen sich die Erwartungen der Mitglieder an die Kirche zum größten Teil auf genau das, was die spezifische Aufgabe der Kirche ist: Die Verkündigung der christlichen Botschaft, die Feier von ansprechenden Gottesdiensten, die Begleitung von Menschen an den Wendepunkten des Lebens und ein diakonisches und seelsorgerliches Engagement für Menschen in Not. Insgesamt wird durch die Erwartungen der Kernbereich kirchlicher und pastoraler Funktionen unterstrichen. Zugleich ist unverkennbar, dass die Kirchen in Mitteleuropa seit Jahrhunderten mit einem schleichenden Bedeutungsverlust zu Recht kommen müssen. Dies sieht in anderen Teilen der Welt anders aus. In Afrika, Asien und Südamerika sind viele Kirchen im Wachstum begriffen und auch die USA hatte in ihrer Geschichte nie mit einem solch tief greifenden Säkularisierungsprozess zu tun wie Mitteleuropa.

Nun wird immer wieder behauptet, dass viele Menschen der Kirche zwar den Rücken kehrten, aber dies noch lange nicht bedeute, dass sie nicht mehr religiös produktiv wären. Wir leben demnach nicht in einer säkularisierten Gesellschaft, sondern in einer Gesellschaft, in der Religion zwar nicht mehr vorwiegend in den Kirchen aufgesucht wird, dafür aber in vielfältigen privaten und individuellen Formen der Sinnsuche floriert.¹³ Der Religionssoziologe Detlef Pollack stellt seinerseits diese Infragestellung der Säkularisierungsthese in Frage. Er gesteht zwar zu, dass das Interesse an Formen außerkirchlicher Religiosität gewachsen sei, aber dies könne den Rückgang an traditioneller Kirchlichkeit nicht kompensieren. »Die oft aufgestellte Behauptung, dass sich nicht der Bestand der Religion, sondern ausschließlich die religiösen Formen wandeln, ist [...] falsch. Vielmehr lässt sich eine Korrelation zwischen Kirchgang, Verbundenheit mit Kirche und geringerer Austrittsneigung auf der einen Seite und Glaube an Gott, Gebetshäufigkeit, Bejahung der Wichtigkeit von Religion für das eigene Leben und Selbsteinschätzung als religiös auf der anderen Seite feststellen. [...] Explizite und implizite Religiosität, kirchliche Praxis und individueller Glaube gehören eng zusammen. Mit der Kirchendistanz sinkt auch die individuelle Spiritualität. Noch immer ist Religiosität vor allem kirchlich definiert. Wenn die Kirchen an gesellschaftlicher Bedeutung verlieren, tut dies auch die Religion.«¹⁴

Eine individualisierte, synkretistische Religion tritt demnach nicht an Stelle der institutionell verfassten Religiosität. Denn vor allem Christen in der »Halbdistanz«, also Kirchenmitglieder, interessieren sich für Synkretismus, für andere Religionen und neue Spiritualität. Nüchtern meint Pollack überdies, dass dieser Synkretismus eher ein *Ausdruck von Indifferenz* und von einem Mangel an Entschiedenheit sei als eine neue Form individueller Religiosität. Wie kommt es zu dieser religiösen Unbestimmtheit? Sie liegt u. a. wohl darin begründet, dass es in der funktional differenzierten Gesellschaft gerade beim Thema Religion keinen Entscheidungszwang mehr gibt – anders als etwa bei Geld oder Bildung. Viele nutzen dies, um ihr Verhältnis zur Kirche und zur Religion nicht weiter zu klären, sondern in der Schwebelage zu belassen.

13. Vgl. u. a.: W. Graf, *Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur*, Bonn 2004.

14. D. Pollack, *Individualisierung statt Säkularisierung? Zur Diskussion eines neueren Paradigmas in der Religionssoziologie*, in: Karl Gabriel, *Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität*, Gütersloh 1996, 78 f.

Die Wahl für Religion kann auch ausbleiben und eine Einstellung als religiöse Welt-haltung »Akzeptanz finden, die sich mehr oder weniger zufällig ergeben hat«¹⁵.

Vor allem aber vermag Pollack bei Nicht-Kirchenmitgliedern oder auch anderweitig institutionell nicht religiös gebundenen Personen *keine religiöse Produktivität* auszumachen. Diejenigen, die austreten, engagieren oder interessieren sich in aller Regel nicht anderweitig religiös. Die Kirchen beherrschen noch immer weitgehend das religiöse Feld. Der marginalen nicht institutionell gelebten Religiosität wird demnach ein unrealistisch hohes Maß an Aufmerksamkeit zuteil. Es handelt sich um ein Minderheitenphänomen (im 2–4 %-Bereich). Der Prozess der Respiritualisierung wird demnach überschätzt. Zwar zeigen empirische Untersuchungen, dass der Anteil derer, die schon Erfahrungen mit alternativen Religionspraktiken wie New Age, Zen-Buddhismus oder Esoterik gemacht haben, in Deutschland bei etwa 15 Prozent liegt – und wenn man die Astrologie hinzurechnet, kommt man gar auf 25 Prozent. Aber diese Formen von Religiosität spielen sich *innerhalb der Kirchen* ab.¹⁶ Religiosität ist immer noch weithin kirchlich bestimmt. Es sind vor allem die kirchlich Engagierten, die Erfahrungen überhaupt als religiös qualifizieren und empfinden.

Insofern bedeutet der *Bedeutungsrückgang der Kirchen* zugleich einen *Bedeutungsrückgang von Religion*: »Es ist einfach nicht wahr, dass die Kirchen sich leeren, aber Religion boomt.«¹⁷ Es gibt einen hohen statistischen Zusammenhang zwischen Kirchenbindung und Gottgläubigkeit, allerdings wird dieser Zusammenhang »von den meisten Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche nicht erkannt, ja sogar ausdrücklich bestritten. [...] Für sie sind Kirche und Glaube [...] zwei völlig verschiedene Dinge.«¹⁸ Glaube – ja, Kirche – nein, das ist die allgemein verbreitete Überzeugung. Wenn viele Kirchenmitglieder davon überzeugt sind, dass der Gottesdienstbesuch nicht wichtig für ihren Glauben ist oder dass man auch ohne Kirche glauben kann, so ist dem empirisch zu widersprechen, »weil sich hier die Menschen über die Konstitutionsbedingungen ihres Glaubens täuschen. Auch wenn es theoretisch möglich ist, an Gott zu glauben, ohne an den kirchlich angebotenen Interaktionen teilzunehmen, gibt es doch faktisch nur einen geringen Prozentsatz, der gläubig ist ohne die Kirche.«¹⁹

Auch die oft geäußerte Kritik an der Lebensferne und Antiquiertheit der Kirche darf nicht einfach unbesehen übernommen werden, »drückt sich in ihr doch vielfach auch Unkenntnis der kirchliche Wirklichkeit und Desinteresse an den kirchlichen Handlungsvollzügen aus«²⁰. Es ist insofern nicht einfach, über Reformen nachzudenken, so notwendig und unumgänglich diese sein mögen. Vor allem erscheint ein »Wachsen gegen den Trend« auf diesem Hintergrund als unwahrscheinlich, nicht als unmöglich, aber als unwahrscheinlich und auch mit viel Optimismus und Qualität nur sehr schwer zu bewerkstelligen.

15. D. Pollack, *Säkularisierung – ein moderner Mythos? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland*, Tübingen 2003, 13.

16. Vgl. Pollack, *Säkularisierung*, 88 f., 134 f., 138, 160.

17. A. a. O., 137.

18. D. Pollack, Kommentar: Was tun? Ein paar Vorschläge trotz unübersichtlicher Lage, in: Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, hg. von Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker, Gütersloh 2006, 132.

19. Ebd.

20. Ebd.

Die evangelischen Kirchen haben sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt, sie sind mitgliederfreundlicher, weltoffener, dialogischer, frauenfreundlicher, unbürokratischer, staatskritischer, jugendlicher und flexibler geworden als sie es in den fünfziger oder sechziger Jahren waren, so die Diagnose von Pollack.²¹ An die Kirchen richten sich hohe Erwartungen. Das Image der Pastorinnen und Pastoren ist gut. Trotzdem ist es den Kirchen nicht gelungen, den Trend umzukehren, das Mitgliederverhalten im Hinblick auf aktivere Beteiligung signifikant zu verändern oder die Mitgliederzahlen zu steigern.

Diese ernüchternde Diagnose bedeutet nicht, dass die Kirchen in Deutschland keine Zukunft hätten, keinesfalls. Die Kirchen sind in Deutschland die wichtigsten Repräsentanten von Religion in der Gesellschaft. Die institutionalisierten Sozialformen der Religion sind nach wie vor von zentraler Bedeutung für die Entwicklung und Pflege von Religiosität und Glauben. Den Kirchen kommt für die Bewahrung der religiösen Kultur die entscheidende Funktion zu. Diese Verantwortung kann die Kirche auch nicht an andere Instanzen delegieren. »Vielmehr muss die Kirche davon ausgehen, dass das, was nicht in ihr geschieht, an keinem anderen ›religiösen‹ Ort geschieht.«²² Die Kirchen vermögen ihren Bestand insgesamt auch relativ gut zu bewahren. Aber nichts desto trotz läuft die Tendenz zu Ungunsten der Großkirchen. Dies liegt zum einen an der demographischen Entwicklung, die, darauf weist das Impulspapier zu Recht hin, dramatisch zu nennende Formen annimmt. Es liegt aber auch daran, dass mehr Menschen aus der Kirche austreten als in die Kirche eintreten. In den letzten dreißig Jahren (von 1976 bis 2005) sind in Westdeutschland knapp 4,5 Millionen Menschen aus der Kirche ausgetreten, dem stehen 1,2 Millionen Aufnahmen gegenüber. In Ostdeutschland ist die Bilanz seit der Wiedervereinigung (von 1991 bis 2005) noch ungünstiger. Dort stehen 760 000 Austritte 175 000 Aufnahmen gegenüber.²³

Es erscheint mir gegenüber den hochfliegenden Erwartungen der Kirchenreformer insofern ratsam, realistisch die *schwierigen spezifischen sozialen Umweltbedingungen* in den Blick zu nehmen, unter denen sich die evangelische Kirche in Deutschland neu orientieren und bewähren muss. Diese spezifischen sozialen Bedingungen sind dem Glauben gewiss nicht nur abträglich, sie bergen auch Chancen in sich. Aber eine anvisierte Steigerung des Gottesdienstbesuchs von vier auf zehn Prozent oder eine 100-Prozent-Tauf-Trau- und Bestattungsquote sind keine motivierenden Zielangaben, sondern so weit abseits jeder Realität, dass sie, jedenfalls mittel- und längerfristig, die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, allen voran die Pastorinnen und Pastoren, zu entmutigen, auszulaugen und zu erschöpfen drohen. Sie stellen eine hoffnungslose *Selbstüberforderung* dar und unterstellen viel zu viele Einfluss- und Steuerungsmöglichkeiten im Hinblick auf Prozesse der Glaubensaneignung. Es wäre auf diesem Hintergrund schon sehr viel gewonnen und visionär genug, den sonntäglichen Gottesdienstbesuch von derzeit vier auf fünf oder sechs Prozent der Kirchenmitglieder steigern zu wollen.

21. Vgl. a. a. O., 131.

22. Pollack, Säkularisierung, 92.

23. Für die EKD insgesamt ergeben sich für den Zeitraum von 1991 bis 2005 folgende Zahlen: 903.967 Aufnahmen und 3.327.511 Austritte. Vgl. zu diesen Zahlen: Statistik »Kirchenmitglieder, Aufnahmen und Austritte« hg. vom Kirchenamt der EKD – Referat Statistik.

IV. Kirche der Distanz oder Kirche der Nähe?

Das Reformpapier hat eine Reihe von interessanten und diskussionswürdigen Vorschlägen zur künftigen Gestalt und Gestaltung der Kirche vorgelegt. Besonders positiv ist zu erwähnen, dass die Autoren des Papiers nicht einer »Wir-verkrümeln-uns-Ideologie« das Wort reden, sondern mit großem Engagement Wege imaginieren, wie die Kirche an Einfluss und Ausstrahlungskraft in schwierigen Zeiten gewinnen kann.

Die Reformüberlegungen des Rates der EKD sind durch ihr ausgeprägtes *Veränderungspathos* allerdings nicht in der Lage, das Bewährte ausreichend zu würdigen. Überdies sind bei jeder angestrebten Reform auch paradoxe Effekte in Rechnung zu stellen: Reformen können auch zu Verschlechterungen führen. Deshalb ist *Behutsamkeit und Umsicht* gefragt. Nicht behutsam wäre es, wenn die Orientierung der evangelischen Kirche an den Gemeinden vor Ort (nicht an Hierarchiespitzen und Zentren) radikal umgebaut würde. Nach evangelischem Verständnis wird die Kirche von der Gemeinde aus, von unten her, aufgebaut. Der Versuch, den Anteil der Ortsgemeinden von 80 auf 50 Prozent drastisch zu reduzieren, erinnert an Modernisierungsvorstellungen der 1970er Jahre, die sich aus gutem Grund nicht umsetzen ließen. Im Gegenzug soll dafür der Anteil der Profilkirchen (City-, Jugend- und Kulturkirchen) von 15 auf 25 Prozent und der Anteil diffuser Netzwerkgemeinden (Tourismus, Akademie, Passantengemeinde, Internet) von fünf auf 25 Prozent gesteigert werden. Dies bedeutet eine drastische Absenkung und Relativierung der »ganz normalen« Gemeinden und Gemeindepfarrstellen vor Ort, wohingegen die Bedeutung der Funktionspfarrstellen umgekehrt deutlich zunehmen würde.²⁴

Das Reformpapier orientiert sich damit stark an passageren, gelegentlichen Begegnungsmöglichkeiten mit Kirche. Dabei wird übersehen, dass sich die Kirche auf diese Weise nicht nur an den Distanzierten orientiert, sondern selbst auf *Distanz zu ihren Mitgliedern* geht. Das enorme Potenzial alltäglicher und direkter Kontaktmöglichkeiten vor Ort, die das Gefühl von Zugehörigkeit, von Vertrautheit und Beheimatung ermöglichen, wird nicht realistisch wahrgenommen und reflektiert. Durch die ausgeprägte Neigung zu mehr Zentralisierung und Regionalisierung werden die Möglichkeiten für niedrigschwellige Begegnungen überdies noch weiter reduziert.

Speziell hinter diesem Reformvorschlag verbirgt sich eine grundlegende Fehlwahrnehmung, die sich der spezifischen Perspektive von Organisationsspitzen verdankt, aber weithin nicht der Dynamik der Zugehörigkeit und identitätsstiftender Prozesse in der Kirche entspricht.²⁵ Während Städte und Wirtschaftsunternehmen zuneh-

24. Zu einer grundlegenden Kritik an dem damit verbundenen Gemeindekonzept des Impulspapiers vgl. auch M. Welker, Freiheit oder Klassenkirche, in: *Zeitzeichen* 12/2006, 8–11.

25. Die Diplomökonomin *Anna Stöber* hat eine aufschlussreiche Untersuchung vorgelegt, in der sie zeigt, dass die betriebswirtschaftliche Sichtweise auf Kirche, wie sie auch das Impulspapier kennzeichnet, zu einseitig auf die Kirchenorganisation fokussiert ist (mit dem Ziel der Ausweitung formaler Organisation) und Religion und Gemeinde in ihrer Eigendynamik und in ihrem Eigengewicht nicht angemessen wahrnimmt. Religion/Glaube, Kirchengemeinde und Kirchenorganisation sind eng miteinander verzahnt, aber zugleich zu unterscheiden. Kirche lebt davon, dass Glaube, formale Organisation und Gemeinschaft gleichgewichtig zusammenwirken und sich *wechselseitig stabilisieren*. Dieses Zusammenwirken wird durch eine einseitige Favorisierung der organisatorischen Perspektive, wie sie im Impulspapier zu erkennen ist, gefährdet. Stöber kommt deshalb in ihrer Analyse einer betriebswirtschaftlichen Sichtweise von Kirche, wie sie auch das Reformpapier prägt, zu dem Schluss, dass die Ausweitung formaler Organisation eine *Schwächung von Interaktion und Gemeinschaft* und damit zugleich *der Kirche insgesamt* zur Folge hat. Denn »[d]em

mend erkennen, wie wertvoll und unverzichtbar *dezentrale Strukturen* sind und städtische Büros, Paketdienste und selbst die Bestattungsinstitute wieder in die Fläche gehen und versuchen, möglichst unmittelbar vor Ort präsent zu sein, setzt die evangelische Kirche auf Zentralisierung und auf Rückzug aus der Fläche.²⁶ Dies ist weder aus (evangelisch-) theologischer, noch aus soziologischer, noch aus ökonomischer Perspektive nachzuvollziehen.

Die Ortsgemeinde stellt keineswegs eine antiquierte Organisationsform der Kirche in der Moderne dar. Sie hat sich vielmehr trotz aller Strukturveränderungen als ein unverzichtbarer Rahmen für die Gemeindepraxis erwiesen. Die Kirche lebt als Leib Christi zentral von den vielen überschaubaren personalen Gemeinschaften vor Ort und von der Vertrautheit von Gesichtern und Räumen, die nachgewiesenermaßen die Bindung an die Kirche am nachhaltigsten stärken. »Biographisch sind Ortsgemeinden in all ihrem Reichtum und ihrer Erbärmlichkeit der *Wurzelgrund protestantischer Identität*.«²⁷ Dies wird im Impulspapier grundlegend verkannt. Kirche realisiert sich primär und zuerst in Gemeinde und hat nur als Gemeindekirche auch als formale Organisation, die in den Medien in Erscheinung tritt und Kontakt zu anderen Funktionssystemen herstellen kann, eine Zukunft.²⁸

Die Kirche in Deutschland leidet im Vergleich zu vielen anderen Kirchen in der Welt schon jetzt daran, zu wenig Offenheit für gesellige Kontakte zu kultivieren. Eine Kirche der Zukunft müsste gerade an dieser Stelle sehr viel mehr Phantasie entwickeln, wie Menschen sich in Gemeinden beheimaten können, wie sie Kontakte knüpfen, sich als Fremde wahrgenommen, willkommen und schließlich auch zugehörig fühlen können. Die Kirchen in den USA und im Anglikanismus setzen deshalb vor allem auf *den direkten persönlichen Kontakt*, auf *facetime*, wie es Christoph Dinkel nennt.²⁹ Statt diesen direkten Kontakt zu stärken, der sich für die meisten Menschen am leichtesten vor Ort einstellt, setzt das Reformpapier auf weite Wege und auf mehr Event: Profildgemeinden und Kleinkirchentage sollen für den tristen Normalgemeindealltag entschädigen.

Der Nahbereich der Gemeinde ist von grundlegender Bedeutung für das Leben der Kirche. Die *Überschaubarkeit der Ortsgemeinde* stellt in der modernen, funktional

Stabilisierungsmechanismus der Gemeinschaft [...] läuft die betriebswirtschaftliche Sichtweise zu tiefst zuwider: Da sich Gemeinschaft durch Vertrauen, Wertschätzung um individueller Eigenschaften willen, persönlichen Beziehungen etc. stabilisiert, laufen Vorschläge wie Trennung von Aufgabenbereichen, Ausweitung von zentralen Stabsstellen, Standardisierung von Verfahren zur Angebotserstellung etc. auf die Auflösung der Grundlagen dieses Stabilisierungsmechanismus hinaus.« A. Stöber, Kirche – gut beraten? Betrachtung einer Kirchengemeinde aus betriebswirtschaftlicher und funktionalistisch-systemtheoretischer Perspektive, Heidelberg 2005, 76.

26. Ich unterstelle nicht, dass es Absicht der Kirchenreformer ist, sich aus der Fläche zurückzuziehen, doch faktisch kann eine Verlagerung hin zu Regional- und Zentrumskirchen nur auf Kosten der Ortsgemeinden gehen. Es werden dadurch schlicht sowohl Themen als auch Personen aus den Ortsgemeinden abgezogen.

27. G. Thomas, 10 Klippen auf dem Weg in die Zukunft, in diesem Heft. Hervorhebung I. K.

28. Die Schwächung der Ortsgemeinde, die im Impulspapier zum Ausdruck kommt, ist vermutlich auch darin begründet, dass Kirchengemeinden in der Mediengesellschaft kaum wahrgenommen werden, weil sie aufgrund ihrer Normalität medial nicht auffallen. Umgekehrt ist es die spezifische Stärke der formalen Organisation Kirche, namentlich der Organisationsspitzen, die die Kirche repräsentieren, zu anderen Funktionssystemen und damit eben auch zu den Medien in Kontakt treten zu können. Dieser Mechanismus führt zu einer Selbstüberschätzung der Organisation und zu einer Unterschätzung der Gemeindewirklichkeit vor Ort. Vgl. Stöber, Kirche, 47.

29. Vgl. C. Dinkel, Facetime – Chancen direkter Begegnung, in: Pfarrerblatt 2/2007, 76–81.

differenzierten Gesellschaft einen besonderen Wert dar. Die lokale Kirchengemeinde vermittelt inmitten der Unübersichtlichkeit, Anonymität und Aufspaltung moderner Lebens eine grundlegende Vertrautheit: Es ist das Wiedererkennen des Konkreten, der vertraute Ort, die heimatliche Kirche, das bekannte Gesicht, das viel überzeugender als jedes Rollenbild Vertrauen und Orientierung vermittelt.³⁰ Die Kirche wird geformt und erneuert »in einer unübersehbar großen Vielzahl authentischer und realistischer Öffentlichkeiten«³¹. In den Ortsgemeinden werden Menschen zu pluralen und vielfältigen Gemeinschaften zusammengeführt und damit authentische Begegnungen um das Wort Gottes herum ermöglicht. Die Ortsgemeinde vermittelt dabei als *intermediäre Institution*³² zwischen dem Individuum und der Gesamtgesellschaft. Sie stellt in den Sonntagsgottesdiensten, den Kasualgottesdiensten, durch die Gemeinde- und Stadtteilstunden, durch die Kindergärten und die Konfirmandenarbeit anspruchsvolle Programme für den Vollzug sozialer Interaktion zur Verfügung und ermöglicht Gemeinschaft und verantwortliche Beteiligung.

Direkte Kontakte können in ihrer Bedeutung für die Kirche nicht hoch genug veranschlagt werden, weil sie allererst das Vertrauen und Interesse wecken für die Inhalte, die die Kirche verkündigen will. Aus der Kommunikationstheorie wissen wir, dass *interaktive Kommunikation eindrücklicher, nachhaltiger und anschaulicher* wirkt als massenmediale Kommunikation.³³ Bei persönlichen Kontakten herrschen einzigartige Informationsbedingungen. Identitätsvorschläge, Haltungen und Einstellungen werden bei der direkten Kommunikation an leibhaften Personen überprüft und abgelesen und unterstützen oder konterkarieren die Glaubwürdigkeit der Inhalte, um die es dabei geht. So wichtig die massenmediale Kommunikation ist, sie sollte nicht überschätzt werden. Auf der Suche nach Trost oder religiöser Orientierung sind persönliche Kontakte unverzichtbar. Aus diesem Grund werden »Internetgemeinden« niemals lokale Gemeinden ersetzen können. Die Internetkommunikation ist zweifellos wichtig und die Kirche und die Gemeinden tun gut daran, ihre Internetauftritte zu verbessern, aber Internetkommunikation tritt lediglich ergänzend hinzu, sie kann die konkrete Gemeindeerfahrung und die direkte Kommunikation mit dem Pastor nicht substituieren.

Selbstverständlich treffen auch in Profildgemeinden oder Regionalkirchen konkrete und physisch präsente Menschen aufeinander. Aber das Problem der interaktiven Kommunikation ist, dass sie, bei all ihren Vorzügen, im Gegensatz zur medialen Kommunikation äußerst aufwändig ist. Deshalb sind weite Wege ein großes Hindernis für ihr Zustandekommen. Die Profildgemeinde setzt voraus, dass sich jemand die Mühe macht, zu einer bestimmten Zeit lange Wege auf sich zu nehmen. Dies mag für die Hochmotivierten kein Problem sein, so funktionieren die Personalgemeinden evangelikal geprägter Christen, aber Kirchendistanzierte und auch ältere, nicht mo-

30. Vgl. N. Luhmann, Funktionen und Folgen formaler Organisation, 2. Aufl. Berlin 1972, 355.

31. M. Welker, Kirche im Pluralismus, Gütersloh 1995, 92.

32. Vgl. P. Berger/T. Luckmann, Modernität, Pluralismus und Sinnkrise. Die Orientierung des modernen Menschen, Gütersloh 1995, 59. Peter L. Berger und Thomas Luckmann denken dabei explizit auch an die kirchliche Ortsgemeinde.

33. Vgl. zu dieser Kommunikationstheorie: N. Luhmann, Funktionen und Folgen formaler Organisation, 2. Aufl. Berlin 1972; A. Kieserling, Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme, Frankfurt a.M. 1999; I. Karle, Der Pfarrerberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, 2. Aufl. Gütersloh 2001; C. Dinkel, Was nützt der Gottesdienst? Eine funktionale Theorie des evangelischen Gottesdienstes, 2. Aufl. Gütersloh 2002.

bile Menschen nehmen in der Regel keine weiten Wege auf sich, um einen Event-Gottesdienst aufzusuchen oder mit einer Pastorin sprechen zu können. »Ein so stark auf Interaktion angelegtes Prinzip wie Gemeinschaft bedarf kurzer Wege.«³⁴

Gottesdienste am Sonntag und Pfarrerinnen und Pfarrer sind die Erkennungsmerkmale von Kirche schlechthin. Auf beides trifft die große Mehrheit der Kirchenmitglieder vor Ort. Die Ortsgemeinde führt dabei Menschen mit ganz unterschiedlichen Biographien und politischen Einstellungen zusammen, Menschen unterschiedlichen Alters und Geschlechts, unterschiedlicher Bildung und Lebensformen, unterschiedlicher Frömmigkeit und Moral, unterschiedlicher Ethnien und Dialekte. Die christliche Gemeinde pflegt damit eine Gleichheit, die eine Vielzahl verschiedener Identitäten ins Auge fasst und eine Gemeinschaftserfahrung ermöglicht, die Differenzen nicht nivelliert. Durch ihre Pluralität beteiligt sich die Kirche an einer Kultur der öffentlichen Verständigung. »Das aber muß primär ›vor Ort‹ geschehen, in der scheinbaren Schwäche der ›versammelten Gemeinde‹ *in vielfältiger Konkretheit und Authentizität.*«³⁵

V. Passanten in der Ortsgemeinde

Das EKD-Reformpapier übersieht in seiner Konzentration auf überparochiale passagere Kontaktmöglichkeiten zur Kirche die wohl wichtigste Passantengemeinde: Die zahlenmäßig größte und bedeutendste Passantengemeinde der Volkskirche ist die *Kasualiengemeinde*, die die Kirche mehrheitlich nur von Fall zu Fall aufsucht. Die Kasualiengemeinde wiederum ist unmittelbar an die Ortsgemeinde gekoppelt. Die Kontaktaufnahme zur Kirche erfolgt im Kasualienfall nahezu ausschließlich über den Gemeindepastor. Kasualien helfen, kritische und verunsichernde Schwellen und existenzielle Situationen zu deuten und zu bewältigen. Sie setzen deshalb die Professionalität des Pfarrers/der Pfarrerin in besonderer Weise voraus. Nicht zuletzt im Hinblick auf die Kasualiengemeinde ist der Pfarrer und die Pfarrerin Schlüsselfigur in der evangelischen Kirche.³⁶

Der direkte Kontakt mit der Pastorin vor Ort ermöglicht eine *individuelle Zuwendung*, die insbesondere im Kasualfall und in den Wechselfällen des Lebens geschätzt wird. Sie erleichtert vor allem denjenigen Kirchenmitgliedern den Kontakt zur Kirche, die sich der Kirche nicht besonders eng verbunden fühlen und von sich aus keine weiten Wege auf sich nehmen würden, um mit ihrer Kirche in Verbindung zu treten. Viele der kirchenferneren Mitglieder wünschen ausdrücklich eine umsichtige, geistliche Begleitung durch den Pfarrer oder die Pfarrerin an den biographisch wichtigen Knotenpunkten des Lebens oder wenn sie in Not geraten, alt und gebrechlich werden und den Kontakt zur Gesellschaft verlieren.

Die Pfarrerinnen und Pfarrer vor Ort begleiten sie in dieser Zeit. Sie geben im seelsorgerlichen Gespräch Raum für die konkreten Erfahrungen, die im Falle der Kasualie in der Feier verdichtet und gedeutet werden. Sie leisten Interpretationshilfe und gehen seelsorgerlich mit den existenziellen Erfahrungen um, die ihnen nicht

34. Stöber, Kirche, 61.

35. M. Welker, Kirche im Pluralismus, Gütersloh 1995, 71, Hervorhebung I. K.

36. Vgl. I. Karle, Volkskirche ist Kasualien- und Pastorenkirche, in: DtPfrBl 104 (2004) Heft 12, 625–630.

selten zwischen Tür und Angel oder beim Abschiednehmen berichtet werden. Darüber hinaus stellt die Kirche mit ihren Gottesdiensten festliche und feierliche Formen der Gestaltung menschlichen Lebens zur Verfügung.

Die Bedeutung der Gemeindepastorinnen und -pastoren wird durch die jüngste EKD-Kirchenmitgliedschaftsstudie »Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge« bestätigt. Sie zeigt, dass der Bekanntheitsgrad der Gemeindepastorinnen und -pastoren hoch ist. Nur 14 % der Befragten kennen ihn oder sie nicht, 54 % haben schon mit ihrem Pfarrer/ihrer Pfarrerin gesprochen. »Der Eindruck, den sie von ihm oder ihr bekunden, ist enorm positiv: 38 % machen sich die Aussagen ›einen sehr guten Eindruck‹ zu eigen, 55 % bekunden ›einen guten Eindruck‹, und nur 7 % haben einen ›weniger guten‹ – die Vorgaben ›einen schlechten Eindruck‹ findet überhaupt keine Zustimmung.«³⁷ Überdies belegt die Studie, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer den größten Einfluss auf die Entwicklung des Verhältnisses zu Religion, Glauben und Kirche nach Eltern und Großeltern ausüben.

Darin drückt sich zugleich aus, dass der Pastor nicht nur Mittler zur Kirche ist, sondern auch Gemeindeglieder untereinander und miteinander in Kontakt bringt, Themen anregt und Gemeinschaft organisiert. Die Pastorin hat die meisten Informationen und genießt in der Regel das Vertrauen vieler Menschen vor Ort. Nicht zuletzt deshalb sind für den Erstkontakt zur Kirche »häufig Erfahrungen wichtig, die auf einen speziellen Pfarrer zurückzuführen sind. Häufig ist es ein Pfarrer, der ein Gemeindeglied darauf anspricht, in den Chor zu kommen oder eine verantwortungsvolle Aufgabe zu übernehmen. Er ist es auch, der organisatorische Hindernisse aus dem Weg räumt und verschiedene Leute so miteinander in Kontakt bringt, dass gemeinsame Aktivitäten zu Stande kommen können.«³⁸ Doch je größer die Gemeinden werden, je weniger Zeit hat die Pastorin für die Interaktion, je weniger kennt sie noch ihre Gemeindeglieder. Ist die Pastorin nur noch Wanderpredigerin, verringern sich die Möglichkeiten persönlicher Interaktion dramatisch. Die Stabilität der Gemeinschaft ist gefährdet. Dies gilt im Übrigen auch für andere hauptamtliche Mitarbeiter: Auch der Kantor oder die Diakonin stellen durch Chöre, Jugend- und Besuchskreise erwartungssichere Fixpunkte des Kontaktes dar.³⁹ Zu große Gemeinden fördern dagegen unweigerlich die *Entkirchlichung*.

Über ihre Arbeit vor Ort gewinnen Pastorinnen und Pastoren auch Kontakt zu Nicht-Kirchenmitgliedern. Dieser ergibt sich meist zufällig durch die vielfältigen Kontaktmöglichkeiten des Gemeindelebens und führt manchmal auch zu einem weiterführenden Interesse an der kirchlichen Arbeit bis hin zum Wiedereintritt. Dies weist auf einen weiteren Sachverhalt hin: Die Kirchengemeinde verwendet einen Mitgliedschaftsbegriff, der nicht mit dem der formalen Organisation Kirche identisch ist.⁴⁰ Auch Nicht-Kirchenmitglieder, katholisch und freikirchlich gebundene Christinnen und Christen können in einer Kirchengemeinde engagiert mitarbeiten

37. R. Schloz, Kontinuität und Krise – stabile Strukturen und gravierende Einschnitte nach 30 Jahren, in: Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, hg. von Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker, Gütersloh 2006, 68.

38. Stöber, Kirche, 68.

39. Anna Stöber bemerkt im Hinblick auf die von ihr untersuchte Berliner Gemeinde: »An der Adventgemeinde wird deutlich, dass ein gewisses Fundament an hauptamtlich Tätigen notwendig ist, um Kontakte herzustellen und zu pflegen, die für Gemeinschaft unabdingbar sind. Religion wirkt dann direkt und indirekt stabilisierend« auf die Gemeinde. A. a. O., 69.

40. Vgl. a. a. O., 51.

und Glied der Gemeinschaft sein. Die Ortsgemeinde ist in ihrer Gesamtheit und Pluralität insofern nicht so milieuverengt, wie ihr immer wieder unterstellt wird. Freilich ist in diesem Zusammenhang auch darauf hinzuweisen, dass die kerngemeindliche Gruppe im sonntäglichen Gottesdienst, die sich selbst genügt und sich nicht für neue Besucher interessiert, einen ausschließenden und milieuverengenden Effekt haben kann. Umgekehrt sehe ich nicht, wie ausgerechnet Profilgemeinden das Problem der *Milieuverengung* lösen können sollten, basieren sie doch genau darauf, nur eine *bestimmte* Zielgruppe und ein *bestimmtes* Milieu anzusprechen.

VI. Lösen oder schaffen Profilgemeinden Probleme?

Es stellt sich die Frage, ob die Bildung von *Profilgemeinden* überhaupt ein erstrebenswertes Ziel ist. Unter bestimmten Bedingungen, beispielsweise in der Großstadt, mag eine Profilbildung sinnvoll sein. Gerade im Hinblick auf unterschiedliche Musikmilieus (klassische Hochkultur versus Gospelkirche etwa) können daraus besondere Chancen der Beteiligung und Identifikation erwachsen. Auch Ummeldungen zwischen verschiedenen Gemeinden dürfen kein Problem darstellen. Es wäre absurd, einen Parochialzwang auszuüben. Doch macht es gerade die Stärke der Volkskirche aus, dass sie eine große Weite und Vielfalt pflegt und vor allem in den Gemeinden vor Ort Menschen dazu herausfordert, schöpferisch mit Differenzen (des Alters, der Herkunft, des Milieus, der Frömmigkeitsprägung etc.) umzugehen und sich nicht darauf zu beschränken, nur noch die Homogenität des eigenen Milieus oder des eigenen Frömmigkeitsstils zu kultivieren. Gerade Profilgemeinden tendieren aus dieser Perspektive zu einer Milieuverengung.

Dies schließt nicht aus, dass Gemeinden unterschiedliche Schwerpunkte und Profile bilden, aber diese hängen nicht selten von den Begabungen einzelner Personen oder Personengruppen ab und können deshalb in aller Regel nicht langfristig und vor allem nicht von der Kirchenorganisation zugeschrieben werden. Die Kirchengemeinde ist eine autonome Einheit, die über sich selbst bestimmt – sie darf *nicht zur Filiale von Kirche* als formaler Organisation degradiert werden, in der ein bestimmtes Angebot verwirklicht wird.⁴¹ Überdies hat jede *Zielgruppenorientierung* immer zugleich auch ausschließende Wirkung. Dies ist ein grundlegendes und unhintergehbare Problem jeder angebotsorientierten Differenzierung. Peter Höhmann und Volkhard Krech stellen in diesem Sinn im Hinblick auf die Ergebnisse der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung fest: »*Differenzierung* erzeugt immer auch Ausschluss und ist somit ein *Nährboden für Indifferenz*.«⁴² Durch eine Differenzie-

41. Vgl. Stöber, Kirche, 79. Im Hinblick auf den freiwilligen und persönlichen Charakter gemeindlicher Begegnungen und Dienste, die einer ganz anderen Logik folgen als formal organisierte (und jeweils individuell zu bezahlende) Dienstleistungen, meint Stöber, das Problem der Kirche sei nicht ein mangelhaft erstelltes Angebot, »sondern die Loslösung des ›Angebots‹ von der Gemeinschaft. Vorschläge wie Zentralisierung der Angebotsplanung durch Stabsstellen oder Gemeindefusionen verstärken diesen Effekt. Zur Erhöhung der Mitgliederzahlen im religiösen, gemeinschaftlichen und damit auch formal-organisatorischen Sinne sind sie nicht geeignet.« Ebd.

42. P. Höhmann/V. Krech, Das weite Feld der Kirchenmitgliedschaft. Vermessungsversuche nach Typen, sozialstruktureller Verortung, alltäglicher Lebensführung und religiöser Indifferenz, in: Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge, hg. von Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker, Gütersloh 2006, 192, Hervorhebung I. K.

rung der kirchlichen Angebote versuchte die Kirche in den letzten Jahren, mehr Menschen zu erreichen und dauerhaft an die Kirche zu binden. »Die Vorstellung, dass sich Menschen auf der Basis der Vorteile, die ihnen geboten werden, engagieren, scheint zwar unmittelbar plausibel und zeitgemäß zu sein – vor allem in der Perspektive marktformigen Handelns. Indem die Kirche auf Schließungs- und Abschottungsvorgänge mit differenzierten Angeboten gegenüber spezifischen Gruppen reagiert, löste sie jedoch gleichermaßen problematische und nicht beabsichtigte Wirkungen aus.«⁴³ Denn jede Schwerpunktsetzung erzeugt neben Betroffenen immer zugleich auch Nicht-Betroffene, schließt also nicht nur ein, sondern auch aus.⁴⁴

Im Impulspapier wird überdies mit großem Nachdruck immer wieder die *Citykirchenarbeit* als wegweisende Gemeindegemeinschaft der Zukunft genannt. Es ist zu begrüßen, dass die Kirche in den letzten Jahren die symbolische Bedeutung von Kirchenräumen und die damit verknüpfte Citykirchenarbeit und Cityseelsorge entdeckt und professionell ausgebaut hat. Die Citykirche ist eine besonders wichtige Gelegenheit einer passageren Begegnung mit Kirche in urbaner Umgebung.⁴⁵ Doch es ist nicht sinnvoll, daraus für das Jahr 2030 abzuleiten, nun könne man die »ganz normalen Gemeinden vor Ort« von 80 auf 50 Prozent abschmelzen, um im Gegenzug die City- und Jugendkirchen dramatisch auszubauen. Das ist viel zu sehr von aktuellen Trends aus gedacht. Es ist überhaupt noch nicht absehbar, inwieweit sich diese neuen Angebotsformen bewähren werden und ob nicht schon gegenwärtig gerade bei der Citykirchenarbeit die Sättigungsgrenze erreicht ist. Die Zukunftsvisionen des Impulspapiers sind zu sehr von momentanen modischen Erscheinungen bestimmt, denen ungebührlich viel Bedeutung aus dem Eindruck des Augenblicks heraus zugeschrieben wird. Vor 30 Jahren hätte man mit ebenso viel Pathos die Pastoralpsychologie und die Seelsorge in den Mittelpunkt einer zukunftsfähigen Kirche gestellt. Davon ist in dem Papier keine Rede mehr.

Um nicht missverstanden zu werden: Tourismus- und Akademiegemeinden, Citykirchenarbeit, Jugendkirchen und Internatarbeit sind wichtige Kontaktstellen zur Kirche, aber sie können die Gemeindegemeinschaft vor Ort lediglich ergänzen, nicht ersetzen. Dies gilt auch für Funktionspfarrstellen, die in der funktional differenzierten Gesellschaft wichtig sind und in einer gesellschaftlichen Umwelt den Kontakt zur Kirche über einen Pastor oder eine Pastorin ermöglichen, in der er ansonsten mit großer Wahrscheinlichkeit unterbleiben würde. Dies gilt insbesondere für das Krankenhaus und das Gefängnis, aber auch für die Polizei, die Bundeswehr, die Schulen und Betriebe. Zugleich sollten Funktionspfarrstellen nicht überschätzt werden. Auch in der Ortsgemeinde findet Gesellschaft statt, nicht nur im Betrieb oder im Gefängnis, nicht nur in der Akademie oder in der Schule. Vor allem aber entwickeln die mit den Funktionspfarrstellen gekoppelten Gemeinden, sofern sie überhaupt existieren, in aller Regel kein eigenes produktives und kein autonomes Leben, sie sind eher künstlich und auf Zeit angelegt und deshalb sehr dienstleistungs- und pfarrerzen-

43. A. a. O., 193.

44. Profildgemeinden sind vor allem aus kirchenleitender Perspektive interessant, weil sie die kirchliche Landkarte von oben betrachtet bunter machen und Unterscheidungen generieren. Ganz anders sieht dies aus der Perspektive der einzelnen Kirchengemeinde aus. Diese lebt davon, möglichst vielfältig zu sein und spontan und flexibel auf sich verändernde Rahmenbedingungen reagieren zu können.

45. Vgl. I. Karle, Seelsorge en passant: Urbanität, Individualität und Cityseelsorge, in: *Praktische Theologie* 41 (2006), 219–230.

triert. Der enge Ausschnitt des Personenkreises (Kranke, Gefangene etc.) beschränkt überdies die Vielfalt der Gemeinde. Eine gemeindebezogene Kirche muss deshalb die richtige Balance wahren zwischen professionellen Sonderaufgaben, die im Sinne einer möglichst weitgehenden Präsenz der Kirche in der modernen Gesellschaft wahrzunehmen sind, und ihrer grundlegenden Aufgabe, Gemeinde Jesu Christi in vielfältiger Authentizität und Konkretheit zu sein.

Die Kirche lebt zentral von den vielen unterschiedlichen Menschen, die sich im Nahbereich der Gemeinde regelmäßig an die fundierenden Geschichten des christlichen Glaubens erinnern, sich gegenseitig des christlichen Glaubens vergewissern, ihn auf vielfältige Weise pflegen, feiern, praktizieren und seelsorgerlich, diakonisch, singend und verkündigend weitergeben. Hier kann sich die Allgemeinheit des Priestertums ausleben und unabhängig vom Pfarramt eine eigene Dynamik entwickeln. Deshalb dürfen die dezentralen Strukturen nicht geschwächt werden.

VII. Die Krise der Kirche – ein Managementproblem?

Das Management, die Personalentwicklung und Personalführung in der Kirche zu verbessern, ist ganz sicher eine wichtige Aufgabe, um die Zukunftsfähigkeit der evangelischen Kirche zu sichern. Und doch löst dies nicht ihr Zentralproblem. Das Zentralproblem der Kirche ist eine *geistliche Orientierungskrise*. Dieses Problem belastet die Kirche Mitteleuropas seit der Aufklärung und hat sich in den letzten Jahrzehnten durch zunehmende Säkularisierungsprozesse und durch einen verbreiteten Gewohnheitsatheismus noch einmal zugespitzt: die Schwierigkeit der Artikulationsfähigkeit des christlichen Glaubens unter modernen Bedingungen. Sie äußert sich in der häufig zu beobachtenden Banalisierung und Moralisierung der christlichen Botschaft auf der einen Seite und in der Flucht in eine eindeutige, gleichsam zeit- und kontextlos gültige dogmatische Sprache auf der anderen Seite.

Meine These ist, dass ein »Wachsen gegen den Trend« neben einer nachhaltigen religiösen Sozialisationsarbeit, auf die die Kirchenreformer zu Recht großen Wert legen, am ehesten von engagierten, verständlichen und theologisch substanziellen Predigten zu erwarten ist, von Predigten, die im Horizont der Liebe Gottes ein Gespräch mit den Menschen über ihr Leben führen und der säkularen Umwelt geistliche Impulse und heilsame Irritationen vermitteln.

Es ist ein großes Problem, dass Pastorinnen und Pastoren über alles zu reden bereit sind, nur nicht über ihre Predigten. Predigten zur Diskussion zu stellen, ist weithin Tabu. Mein Vorschlag wäre, dass Pastorinnen und Pastoren analog zu den Balintgruppen in der Seelsorge sich regelmäßig in kleinen Kollegengruppen treffen, in dem jeder und jede die eigene Predigt zur Diskussion stellt. Solche Gruppengespräche müssten verpflichtend sein und sollten von einer Person moderiert werden, die nicht der oder die Vorgesetzte ist. In einem würdigenden, aber offenen Feedback hätten Pastorinnen und Pastoren auf diese Weise Gelegenheit, über ihre Predigt, ihre Rhetorik, ihre Präsentation und nicht zuletzt auch über ihre Theologie zu sprechen und zu diskutieren. Die Angst vor Kränkung würde dadurch abgemildert, dass sich jeder und jede dem Prozedere unterzieht. Eine solche Fortbildung wäre in zweierlei Hinsicht anspruchsvoll: Sie forderte die Pastorinnen und Pastoren zum einen dazu heraus, nicht nur über Sekundärtugenden, sondern auch über theologische Inhalte zu diskutieren und nachzudenken. Zum andern blieben Pastorinnen und Pastoren in

einer Fortbildung dieser Art nicht in sicherer Distanz, sondern setzten sich und ihre zentrale Tätigkeit wohlwollender Kritik aus. Dass dies nicht einfach ist, liegt auf der Hand. Zugleich könnte sich gerade aus solch relativ persönlichen Gesprächen im Einzelfall auch eine Empfehlung für eine weiterführende Supervision ergeben.⁴⁶

Die Ergebnisse der vierten Mitgliedschaftsstudie bestätigen, dass Kirchenmitglieder von den Gottesdiensten vor allem gute Predigten und eine zeitgemäße verständliche Sprache erwarten. Gleichzeitig bekunden 30 Prozent der Kirchenmitglieder, dass sie durch die Art der Predigt und den Stil, in dem Gottesdienste gefeiert werden, vom Gottesdienstbesuch abgehalten werden.⁴⁷ Bei den hohen Erwartungen, die an die Predigt in der evangelischen Kirche gerichtet werden, erstaunt es, dass das Impulspapier ausgerechnet bei dieser zentralen Aufgabe des Predigtamtes meint, sie unbeschadet zu zwei Dritteln an Prädikanten und Lektoren delegieren zu können. Dies überfordert die Ehrenamtlichen in unverantwortlicher Weise und unterschätzt, wie wichtig die professionelle Bildung gerade hinsichtlich der Predigtarbeit ist. Das Pfarramt ist in seinem Kern *ministerium verbi divini*. Und weil es dies ist und diese Aufgabe so schwer ist, legt die evangelische Kirche auf eine lange und anspruchsvolle theologische Ausbildung großen Wert.

Karl Barth hat die Last des Predigtamtes unnachahmlich zum Ausdruck gebracht: »Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. [...] Das ist unsere Bedrängnis.«⁴⁸ Es ist schwer, das Evangelium in ansprechenden und bewegenden Worten so zur Sprache zu bringen, dass es die Herzen der Menschen erreichen kann. Es wird dies nur dann möglich sein, wenn die Sprache der Predigt eine eigene Sprache spricht und sich nicht nur anderer Sprachen bedient – eine Gefahr, die ich im Impulspapier sehe, dessen Sprache so sehr von der marktorientierten Sprache der Unternehmensberater beeinflusst ist, dass es nicht leicht fällt, darin noch den Geist Gottes, von dem die Kirche lebt, zu entdecken. Die Kirche bedarf, auch in ihrer Selbstbeschreibung, einer eigenen religiösen Sprache, wenn sie nicht ihre Identität verlieren und der Sprache des Marktes, die in alle Poren eindringt⁴⁹, erliegen will. Die Verkündigung der Kirche kann sich deshalb nicht einfach blind wechselnden Bedürfnislagen und Stimmungen anpassen. Sie hat dann keine Sprache mehr, mit der sie überzeugend eine Differenz zur Alltagssprache und -wirklichkeit markieren kann.

Jürgen Habermas sprach in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Jahr 2001 davon, dass die säkulare Welt einen Sinn für die Artikulationskraft religiöser Sprache wiedergewinnen müsse. Denn als Sünde in Schuld und das Vergehen gegen göttliche Gebote sich »in den Verstoß gegen menschliche Gesetze verwandelte, ging etwas verloren«⁵⁰. Auch der Verlust der

46. Darüber hinaus müssten im Internet über die Predigtportale hinaus, die bereits existieren, gute und anspruchsvolle Materialien zeitnah und aktuell für die Vorbereitung von Predigten zur Verfügung gestellt werden. Ich denke dabei an Gedichte, Bilder, Erzählungen, Verweise auf Literatur, gute Zitate und exegetische und dogmatische Essays zum Predigttext. Die EKD sollte hierfür eine anerkannte und professionell betreute Plattform einrichten.

47. Vgl. Schloz, *Kontinuität*, 81.

48. K. Barth, *Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie*, in: A. Beutel, *Homiletisches Lesebuch. Texte zur heutigen Predigtlehre*, Tübingen 1989, 43.

49. Vgl. J. Habermas, *Glauben und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001*, Frankfurt a. M. 2001, 23.

50. A. a. O., 24.

Hoffnung auf Auferstehung hinterlasse eine spürbare Leere und zwar gerade angesichts der Irreversibilität vergangenen Leidens. Die säkulare Vernunft kann nicht alles übersetzen, was dem Religiösen entspringt. Deshalb muss sich die Kirche gegen die »feindliche Übernahme« der Religion durch säkulare Sprachformen wehren und eine eigene poetische und metaphorreiche biblische Sprache pflegen.

Dazu bedarf es einer anspruchsvollen Übersetzungsarbeit, die die großen Grundbegriffe christlichen Glaubens – Erlösung, Gnade, Vergebung, Sünde, Auferstehung – nicht vernichtet und moralisiert, sondern bewahrt, plausibilisiert und transformiert. Es geht mithin weder um eine verflachende Rationalisierung, noch darum, sich rationalitätsfeindlich und argumentationsschwach in liturgischer Bilderlust zu verstecken und in Rituale und unreflektierte Mythen und Symbole zu fliehen.⁵¹ Die Suche nach rettenden Formulierungen für das fast schon Vergessene, aber implizit Vermisste – so könnte man mit Habermas die schwere, gleichwohl ungemein wichtige Aufgabe des Predigtamtes beschreiben.⁵² In diesem Zusammenhang wären im Übrigen auch die theologischen Fakultäten und die Ausbildung des professionellen Nachwuchses deutlich stärker in den Blick und in die Pflicht zu nehmen.

Die Ortsgemeinden werden der Zahl nach weniger werden. Die Ehrenamtlichen werden mehr zu tragen haben. In manchen Gebieten bleibt den Predigerinnen und Predigern nichts anderes übrig als Wanderpredigerin oder -prediger zu sein. In bestimmter Hinsicht trifft das Diktum vom Ende der Gemütlichkeit also zu. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirche werden durch die Reformbestrebungen der EKD überdies zu Recht aus Lethargie, Bequemlichkeit und kleinbürgerlicher Angst vor notwendigen Veränderungen aufgeschreckt. Doch wird eine Kirche, die auch in schwierigen Zeiten auf den Geist Gottes, den Geist der Güte und Barmherzigkeit, der Kraft und Besonnenheit vertraut, bei all dem ihre Gelassenheit nicht verlieren. »Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen«⁵³, so hat es Martin Luther poetisch formuliert. Der Platzregen ist weiter gezogen. Er kann wiederkommen, auch bei uns in der funktional differenzierten Moderne, nicht nur in anderen Teilen der Welt. Und wir tun gut daran, dafür zu beten und darauf zu hoffen. Aber der Platzregen ist nicht organisatorisch plan- und herbeiführbar. Allerdings kann es sein, dass kleine Impulse ungeahnt und ungeplant eine große Wirkung entfalten. Darauf zu vertrauen und sich dafür offen und bereit zu halten, entspräche evangelischer Gelassenheit.

51. Vgl. F. Steffensky, Segnen. Gedanken zu einer Geste, in: PTh 82 (1983), 11.

52. Vgl. Habermas, Glauben, 29.

53. M. Luther, An die RATHERREN aller Städte deutscher Lande (1524), WA 15, 32.